

Ein Pionier der katholischen Presse und ein Großer der christlichen Liebe

In der Vorrede zu einer vor kurzem erschienenen englischen Biographie wird ausgeführt, daß viele wirklich große Männer und Frauen keinen Biographen gefunden und ihre Namen in keinem der großen nationalen Nachschlagebücher zu finden sind.

Das gilt auch von dem elsässischen Priester Carl Braun, den wir jetzt erst kennen lernen durch eine ebenso sorgfältige wie pietätvolle Schilderung aus der Feder eines jüngeren elsässischen Gelehrten¹.

Geboren 1820 zu Gebweiler und zum Priester geweiht 1846 in Straßburg, wurde Carl Braun von dem Bischof Räß zu kurzer Orientierung nach Paris gesandt, wo er für die zahlreichen verlassenen Deutschen (damals über 86 000) eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Nach zwei Jahren in die Heimat zurückgekehrt, wagte sich der erst achtundzwanzigjährige Priester an eine ebenso notwendige wie dornenvolle Aufgabe: die Herausgabe einer katholischen Zeitung. Eine katholische Presse gab es damals im Elsaß nicht, einige schüchterne Versuche waren an der Schwierigkeit der Verhältnisse und der Indolenz der Katholiken gescheitert. Es gehörte Heroismus dazu, einen neuen Versuch zu wagen. Carl Braun brachte diesen Heroismus auf. In dem März 1848 versandten Prospekt erhebt er nachdrücklich den Ruf der Freiheit, ein Ruf, der auch in unserer jungen deutschen Republik alle Beachtung verdient.

„Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe ist die dreifache Losung der jungen (französischen) Republik, die sich auf den Trümmern des Thrones erhebt. Jetzt ist jeder Bürger berufen, auf die Wage, auf der das Heil oder der Untergang Frankreichs gewogen

werden, das Gewicht des freien Wortes zu legen. Die neuen Rechte schaffen aber auch neue Pflichten. Inmitten einer Ordnung der Dinge, die so voller Gefahr für die Zukunft sind, will [die neue Zeitung] der „Katholische Volksfreund“ dem Volke seine Rechte und die von diesen unzertrennlichen Pflichten aufzeigen. Er will das Volk den richtigen Gebrauch der Freiheiten, die nach Gott und der Religion das erhabenste Erbe eines Landes sind, lehren... Unser Programm ist das folgende: 1. Unterweisung des Volkes in allem, was seiner irdischen Wohlfahrt und sittlichen Erziehung dienen kann; 2. Verteidigung dessen, was für ein Volk das Kostbarste ist, seine Religion und seine Schulen, gegen ungerechte Angriffe und verderbliche Lehren; 3. Mitteilung aller interessanten und lehrreichen Weltereignisse.“

Freiheit und Religion sind die beiden Himmelslichter, die in der Folge der „Volksfreund“ stets wieder hell aufflammen läßt. „Religion und Freiheit, dies ist das höchste Glück, nach welchem ein Volk sich sehnen kann... Die Religion und die Freiheit sind Schwestern, Zwillingschwestern, Herzensfreundinnen, und wenn sie zuweilen einander zu mißkennen scheinen, so rührt dies nur daher, weil unter der Larve der Religion und der Freiheit sich alsdann nichts als eine heuchelnde Politik verbirgt. Eine Religion, die sich nicht auf das freie Gewissen des Menschen beruft, verleugnet sich selbst und verdient gar nicht, eine Religion genannt zu werden. Und eine Freiheit, die das Gewissen in einem einzigen seiner Rechte verletzt, ist weiter nichts als Tyrannei, sie möge dann eine Kaiserkrone oder eine rote Mütze tragen, Monarchie oder Republik heißen.“

Ein anderes Mal erklärt er gegen die Leser, die fanden, daß er der Religion ein wenig „zu laut das Wort rede“: „Unser Leitstern ist und bleibt also in allen politischen Fragen jener ewig glänzende Himmelsstern, der über allen Wolken leuchtet und nach jedem Sturm wieder zum Vorschein kommt: die Religion. Wie könnte man sich noch an politische Systeme halten,

¹ Carl Braun. Ein Priesterleben im Dienste der Jugend und Heimat. Zum Gedächtnis seines 50. Todestages. Von Emil Clemens Scherer. (Schriften der Gesellschaft für elsässische Kirchengeschichte.) 8° (XII u. 286 S.) Freiburg i. Br. 1927. Komm.-Verlag von Herder. M 2.25, geb. 3.—

wenn man sieht, wie die größten Politiker sich in ihrem eigenen Netze fangen und wie die Vorsehung alle ihre Pläne vereitelt? Die Religion und die Freiheit ist heute der einzige Reichtum des Volkes.... Die Religion und die Freiheit ist die Schutzmauer des Volkes gegen seine Feinde von allen vier Winden her. Auf dieser Schutzmauer wird der „Volksfreund“ Wache stehen und auf jeden Losfeuern, der sich am Heiligtum des Volkes vergreifen wird.“

Freiheit verlangte Braun ganz besonders für die Schule, für die Eltern, für die Kirche. Bei dem heute so heiß entbrannten Kampfe um das Elternrecht ist es doppelt interessant, zu lesen, wie klar und eindringlich Braun für das Elternrecht in Bezug auf die Schule eintritt.

„Der Familienvater ist der Herr im Hause. Er ist verantwortlich für die Erziehung der Kinder, denn er ist mit der Mutter ihre erste Vorsehung. Und wem ist mehr daran gelegen als ihm, daß seine Kinder gut erzogen werden? Es sei ihm also frei, zu erziehen, wie er es am besten findet, sie dem Lehrer anzuvertrauen, in welchen er sein Vertrauen setzt, und in der Religion unterrichten zu lassen, die er für die wahre hält.... Wir begehren (die Lehrerfreiheit) im Namen des Naturrechts. Der Vater ist der wahre Vormund des Kindes und nicht der Staat. Wir begehren sie im Namen des heiligen Rechts des Gewissens, und deshalb soll es jedem Familienvater freistehen, sein Kind nach seinem Gewissen in dem Glauben seiner Väter erziehen zu lassen. Wir begehren sie im Namen des Gesetzes, das allen Bürgern in ihrem Glauben gleichen Schutz zusagt. Wenn aber dem katholischen Priester aus der einzigen Ursache, weil er die Räte seiner Religion befolgt, das Lehren verboten wird, während der Unchrist überall frei lehren darf, ist dies Gleichheit? ist dies Gewissensfreiheit oder Gewissensdruck?“

Nie war die Freiheit für die Schule notwendiger als jetzt: „Wenn je eine Freiheit notwendig geworden, so ist es die Freiheit auf dem Gebiete des Unterrichts... zur Rettung der ganzen christlichen Gesell-

schaft von der Sklaverei des neuheidnischen Staatsmonopols.“

Sehr warm tritt Braun auch für die Freiheit der Arbeiter und Bauern ein, für die Verbesserung ihres materiellen und geistigen Loses, für Schutz gegen Ausbeutung. Dafür will er auch das den Systemen des Sozialismus und Kommunismus eigene Gute entnehmen und verwerten. Für die Bauern fordert er bessere rationelle Bebauung des Bodens, intensivere Wald- und Obstkultur, Rationalisierung des Weinbaus, Kreditanstalten zur Beschaffung von billigem Betriebskapital. Die zunehmende Industrialisierung hält er für bedenklich wegen der mit ihr verbundenen Verschärfung der sozialen Gegensätze und dem Anwachsen des sozialen Elends, aber die Gefahren können vom praktischen Christentum vermieden oder wenigstens verringert werden.

Der christliche Arbeiter, der mäßig und sparsam lebt, der den Sonntag heiligt, der ein christliches Familienleben führt, der den Feierabend und die Feiertage zur Pflege seiner Gesundheit benützt, anstatt dem Trunk und dem Laster nachzugehen, kann es mit der Zeit zu einem Stück Land, zu einem eigenen Dach und zu einem bescheidenen Wohlstand bringen. Ein solcher Arbeiter gereicht weder der Kirche, noch der bürgerlichen Gesellschaft, noch dem Staate zur Gefahr. Eine Fabrik mit solchen Arbeitern kann den Familien, den Gemeinden und dem Staate zur Segensquelle werden. Wenn die vermeidlichen Mißstände bekämpft, die gerechten Forderungen der Arbeiter erfüllt werden, brauchen die Fabriken nicht notwendigerweise zu Pulverminen zu werden.

Die Fabrikherren haben eine schwere Verantwortung. Ihr häufiger Mangel an sozialem Empfinden ist die Ursache der Radikalisierung der Arbeitermassen. Die eigentlichen Sozialisten sind viele Fabrikherren selber. Es wird gearbeitet des Sonntags wie am Werktag. Da gilt kein anderer Gott mehr als das goldene Kalb, kein anderes Gewissen als der Geldsack. Und in manchen abgelegenen Fabriken, wo man nach Willkür schalten und

walten kann, wird der Arbeiter als ein Sklave behandelt. Große Anerkennung verdienen deshalb die Fabrikanten, die unter eigenen großen Opfern ihre Arbeiter über die Zeit der Krise durchzuhalten sich bemühen. Um die Zahl der Arbeitslosen zu vermindern, macht Braun den Vorschlag, die Landflucht zu bekämpfen und einen Teil der Industriearbeiter wieder auf das Land zurückzuführen, ihnen von Staats wegen Pachtgüter zu überlassen, überhaupt großzügige Siedlungspolitik zu treiben und dadurch ein Zweifaches zu erreichen: Entlastung der Industrie und Steigerung der Lebensmittelerzeugung.

Die Grundsätze, die Braun in seinem „Volksfreund“ über die Muttersprache in gemischtsprachigen Ländern verfochten hat, sind gerade heute wieder besonderer Beachtung wert.

Am 4. Oktober 1848 verteidigt sich der Publizist gegen die Angreifer, die seine Zeitung in französischer Sprache geschrieben haben wollen. Es wäre zu wünschen, so betont er, daß das Verständnis und der Gebrauch der französischen Sprache in unserem Elsaß bald allgemein würden. Aber ebenso wünschenswert ist es, daß man auch die deutsche Sprache bei uns in Ehren halte. Sie ist unsere Muttersprache und die treue Bewahrerin aller heimatischen Erinnerungen der Vorzeit. Alle unsere Namen und Benennungen der Gegenstände, die uns umgeben, sind deutsch, und ein jedes deutsche Wort hat in unsern Ohren seine Bedeutung. Eine einheimische Sprache kann also nie ganz durch eine fremde ersetzt werden. Und wenn in unserm Elsaß, wo einst die Literatur so herrlich blühte und die Poesie so mächtig erklang, die deutsche Leier schon längst verstummt ist oder wenigstens keinen Anklang mehr findet, wenn wir keine elsässische Literatur mehr besitzen, so muß es größtenteils der Gleichgültigkeit der höheren Klassen zugeschrieben werden. Sie haben die französische Sprache angenommen, aber die deutsche haben sie dabei mißkannt und vergessen, so daß jetzt ein guter Teil unserer Stadtbewohner in der

eigenen Heimat völlig fremd ist. „Das deutsche Wort im Munde wird dem französischen Herzen nichts von seiner Vaterlandsliebe nehmen.“

Bei einer andern Gelegenheit kommt er auf dieses Thema zurück. Am 25. Mai 1850 setzt er einem Aufsatz „Unsere Sprache“ als Motto einen Spruch Logaus an den Kopf

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, schmeicheln,
kosen, lieben, lachen!

und beginnt mit den Worten: „Die deutsche Sprache ist die Muttersprache des Elsässers.... Der Übergang eines Volkes von einer Sprache zur andern ist eine so lange, so mühsame, so schwierige Arbeit, daß sich derselben kein freies Volk freiwillig unterziehen darf. Während Jahrhunderten muß es auf jede Nationalpoesie, auf jeden literarischen Ruhm verzichten. Und aus diesem langen mühsamen Gebären geht zuletzt immer ein Kind hervor, das sowohl Vater als Mutter verleugnet.... Unser Elsaß, solange es seiner Muttersprache treu blieb, hatte seine eigene Poesie, ein literarisches Leben, dem das Volk nicht fremd blieb. Der erste deutsche Dichter war ein elsässischer Mönch. Die deutsche Poesie wie die deutsche Kunst und Wissenschaft waren stets im Elsaß zu Hause.“

Im Verlaufe schildert er den großen Schaden, den das Aufzwingen der französischen Sprache besonders im Religionsunterricht anrichtet. Warum sind die meisten Herrlein in unsern Städtchen bei all ihrem Hochmut so erbärmlich unwissend in Sachen der Religion, daß sie der erste beste Bauernknaube zur Schande stellen könnte? Schon ehe sie ein französisches Wort verstanden, gab man ihnen einen französischen Katechismus in die Hand. Und jetzt, da sie französisch sprechen und einige liederliche Romane oder Journale gelesen, bilden sie sich ein, daß sie sich viel zu tief herablassen würden, wenn sie mit dem gemeinen Volke dem altfränkischen Gottesdienste beizohnen würden, wo man immer noch deutsch predigt. Und erst in den Fa-

brickschulen, klagt er ein anderes Mal, wo die deutsche Sprache völlig vernachlässigt wird, um so die Fortschritte des Kindes im Französischen zu beschleunigen! So kann ein Kind drei bis vier Jahre die Schule besuchen, ohne nur Deutsch lesen zu lernen. Nun soll der Priester diese Jugend in der Religion unterrichten. Sie kann zwar schon Französisch lesen, aber sie versteht es nicht. Ihre Muttersprache versteht sie noch, aber sie kann nicht Deutsch lesen!

Der Pionier der katholischen Presse, der so nachdrücklich für die Freiheit des Volkes auf allen Gebieten kämpfte, war zugleich ein Großer der christlichen Liebe. Die drei Eigenschaften der christlichen Liebe, ein weites Herz, eine große Hand, ein kleiner Magen kennzeichnen sein Streben, sein Geben und seine Selbstlosigkeit.

Sein weites Herz zeigt Braun für jegliche Not. Niemand ist ausgeschlossen, den Bedürftigsten muß vor allem und zuerst geholfen werden. Gutes tun, so schreibt er, heißt sein Gut auf Zinsen auslegen, mit dem Unterschied, daß, was man Gott in der Person seiner Armen leiht, nicht fünf vom Hundert, sondern hundert und tausend von Hünfen trägt, und daß die Himmelsbank immer zahlungsfähig bleibt. Hat einer also viel, so gebe er auch viel, denn das Almosen ist das Salz, das seinen Reichtum vor Fäulnis bewahrt; hat er nur wenig, so gebe er wenig, aber mit gutem Willen, denn alsdann hat sein roter Heller vielleicht mehr Wert vor Gott als des Reichen Gold und Silber.

Braun gab viel, sehr viel von den reichen Mitteln seiner Familie. Vor allem erbarmte er sich der unglücklichsten unter den Kindern, der Waisen, die damals vielfach einer vollständigen Verwahrlosung preisgegeben waren. Im benachbarten Baden herrschte der Brauch, diese armen Waisen öffentlich zu versteigern, d. h. sie bei jenen Familien in Pflege zu geben, die das geringste Pflegegeld forderten. Ähnlich in Frankreich. Nur zu oft waren niedrige Gewinnssucht und die Absicht auf Ausbeutung das Motiv für die Annahme von Waisenkindern. In Gebweiler war

mit den Fabriken die Zahl der bedürftigen Waisenkinder gestiegen. Braun gründete ein katholisches Waisenhaus. Die heute noch blühende Anstalt bewahrt seinen Namen als den ihres Gründers und größten Wohltäters. Zugleich mit dem Waisenhaus, das 1853 drei Niederbronner Schwestern mit 6 Kindern begannen, gründete er eine Nachtschule für Fabrikarbeiterinnen, in der allabendlich 60 bis 70 Mädchen in den häuslichen Arbeiten unterwiesen wurden. Im Jahre 1868 zählte das Waisenhaus 76 Kinder, die von neun Schwestern betreut wurden. In dem Arbeiterviertel fehlte eine Kleinkinder-Bewahranstalt; Braun rief sie ins Leben. Bei der damals noch stark grassierenden Kinderarbeit in den Fabriken, wo die armen Kinder schon in frühester Jugend das Joch eintönigster und ermüdender Fabrikarbeit in vielfach verpesteten Räumen auf sich nehmen mußten, waren Abendschulen für diese Kinder oft der einzige Weg zu Erziehung und Unterricht. Unter den größten Schwierigkeiten richtete Braun eine solche Schule ein, wo er sich dann wie ein Vater unter seinen Kindern bewegte, sie lehrte, tröstete und erheiterte.

Es würde zu weit führen, alle Stiftungen des edlen Menschenfreundes hier zu schildern: die Gründung einer Volksbibliothek, die Stiftung für regelmäßig wiederkehrende Volksmissionen, die Gründung einer freien Schule mit allen Lehrfächern, die es auf mehr als 300 Schüler brachte.

Alle diese Liebestaten waren mit großen persönlichen und finanziellen Opfern verknüpft. An sich sparen, sich selbst etwas entziehen, um andere zu bereichern und zu erfreuen, war einer seiner Grundsätze. Seine Bequemlichkeit, seine Ruhe preiszugeben, auch sein Leben in die Schanze zu schlagen, wie z. B. bei der großen Choleraepidemie in den fünfziger Jahren, galt ihm als Selbstverständlichkeit.

Nie machte er eine Ausgabe zu seinem Vergnügen. Bescheiden waren seine Lebensweise, seine Einrichtung, seine Kleidung, seine Mahlzeiten. Es ist nicht zu berechnen, sagte und schrieb er, was man oft in geringen Dingen und ohne, daß es

einem viel kostet, ersparen kann. Darum spare man nur an sich und nicht an seinem bedürftigen Bruder; darin besteht die ganze Regel der Sparsamkeit. In einer Fastenbetrachtung seines „Volksfreundes“ schreibt er: Wie man ein Tier am sichersten durch Hunger bezähmt, so wird der sinnliche Mensch durch Fasten, Mäßigkeit und Entsagung von seinen unordentlichen Gelüsten geheilt, und er erlangt wieder mehr oder weniger seine ursprüngliche Freiheit und Würde. Jedes leibliche Bedürfnis ist eine Kette, die dem Menschen von der Natur angelegt worden oder die er sich selbst geschmiedet hat; denn wie manche Gewohnheit, die er so leicht hätte meiden können, ist ihm zu einem wahren Bedürfnis, zu einer zweiten Natur geworden! Je mehr und je dringendere Bedürfnisse, desto mehr und schwerere Ketten für den Sklaven. So verhält es sich auch mit einem Volke. Je größer der Magen, desto kleiner das Herz.

Bei all den Opfern, die Braun brachte, bei dem wahrhaft staunenswerten Ausmaß seiner Wohltätigkeit, blieb Braun die Bescheidenheit und Demut selbst. In der Gesellschaft suchte er stets den letzten Platz, nie hat er einen Ehrentitel erstrebt. Seine Großtaten der Liebe hat er zu verbergen gewußt, sie sind kaum über die Grenzen seiner Vaterstadt, ja kaum über die Kreise der unmittelbar Beteiligten hinausgedrungen.

Noch einen schönen Charakterzug des edlen Mannes müssen wir besonders erwähnen: seine wahrhaft rührende Heimatliebe. Ihr entstammen seine Sammlung deutscher Sagen im Blumenthal (1860) und seine Heimatlieder in dem elsässischen Liederbuch „Das Böldchenglöckchen“ (1868), das ihm mit Recht den Namen eines „Heimatsängers“ verdient hat. Seine Heimatliebe drängt ihn, immer und immer wieder sein schönes kleines Ländchen mit seinen Dörfern, Bergen, Seen, Tälern und Wäldern zu besingen.

Auch seine Volksgenossen ruft er immer und immer wieder zur Heimatliebe und zur Erinnerung an die Heimat und ihre Geschichte auf. „Wie lieb würde uns nicht

das armseligste Dörfchen werden“, so schreibt er in einem Aufsatz „Die Hauschronik“, „wenn wir, statt wie Fremdlinge im eigenen Geburtsort zu leben, seine ganze Geschichte wüßten! Dort erhebt sich ein alter Kirchturm. Wer hat ihn erbaut? Weißt du, woher dein Dorf seinen Namen hat? Kannst du sagen, wo dein eigenes Geschlecht herkommt und wo euer Name herkommt? Und die Namen der andern Geschlechter und der verschiedenen Gassen, Brunnen und Plätze im Dorf, oder der verschiedenen Wege, Bäche, Äcker, Matten, Neben und Wälder im Bann? Wenn man das alles wüßte, so würdest du deine Heimat noch so lieb gewinnen und alles um dich her noch so schön finden, und die ganze Gemeinde würde auch viel inniger und vertrauter zusammenleben. Warum hat denn nicht jede Gemeinde ihre Chronik? Und die Geschichte deines Hauses? Warum schreibst du sie nicht in dein Hausbuch? Warum hat denn nicht jede Familie ihr Hausbuch, ihre Hauschronik? Warum nicht einige Ruhestunden benützen, um deine Erinnerungen zu sammeln und sie in dein Hausbuch niederzuschreiben zu einer künftigen Hauschronik mit einigen nützlichen Ermahnungen an deine Kinder und Kindeskinde? So würdest du zugleich dir selbst ein Denkmal errichten. Das schönste Denkmal ist ein gutes Werk, einemilde Stiftung von Nutzen und Dauer, ein Denkmal, auf welchem die dankbare Nachkommenschaft von Geschlecht zu Geschlecht deinen Namen lesen wird.“

Heimatliebe war auch ein Grund, weshalb er so oft und so innig zur Pflege des Volksgesangs aufforderte. „Das deutsche Lied“, so ermuntert er, „wird unsere Sprache schärfen, gleichwie die deutsche Muttersprache die sicherste Schutzmauer unseres elsässischen Charakters ist.“ Der Aufsatz über „Volksgesang“, der mit diesen Worten schließt, ist ein jubilierender Preisgesang auf das Singen des Volkes: „Das Singen ist dem Menschen angeboren wie das Weinen und das Lachen. Wie er mit dem Lachen seine Freude, mit dem Weinen seinen Schmerz auszudrücken pflegt, so dient ihm auch der Gesang zur Äußerung

von Gefühlen, die er mit der gewöhnlichen Sprache nicht treu und lebendig genug ausdrücken kann. ... So gibt er seiner Stimme eine kräftigere Betonung, seinen Worten mehr Laut und Ausdehnung, und so geht die Sprache in Gesang über, wie durch Zeichnung und Farben die Schrift in Malerei übergeht. ... Warum sollte auch nicht das Volk seinen Gesang und seine Lieder haben? ... Das gläubige Gemüt unseres glaubenstreuen Volkes ist doch so empfänglich für alles, was schön, rührend und erhaben ist.“

Es liegt fürwahr eine furchtbare Tragik darin, daß dieser für die deutsche Sprache und das deutsche Lied so begeisterte Priester zum „hartnäckigsten und skrupellosesten Feinde der deutschen Sache“ gestempelt werden konnte. Als solcher wurde er denunziert und als Beweise Stellen aus seinem Heimatliederbuch „Das Böldchenglöcklein“ und aus einer neuen Auflage seines „Hausbuches“, das die schönsten Aufsätze aus den zehn Bänden des Volksfreundes enthält, beigebracht. Die blinde preussisch-protestantische Politik, die im Elsaß so unsäglich viel verdorben, griff zu und das Polizeigericht in Kolmar verurteilte am 7. September 1874 den edlen Volksfreund wegen Aufreizung der verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu Gewalttätigkeiten über den Antrag des Staatsanwalts hinausgehend zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten und zur Tragung der Kosten, den Drucker der dritten Auflage des Hausbuches zu einer Gefängnisstrafe von einer Woche und erkannte zudem auf Vernichtung der noch vorhandenen Bücher nebst Platten und Formen.

Diesem handgreiflich ungerechten Urteil entzog sich der Angeklagte durch ein freiwillig gewähltes Exil zuerst in Paris, dann in Einsiedeln, wo er bereits drei Jahre später am 24. Juni 1877 starb. Den in die Heimat verbrachten sterblichen Überresten bereitete Gebweiler trotz des wiederholten Verbotes des Kreisdirektors am 28. Juni 1877 ein großartiges Leichenbegängnis. Die Tränen der Armen, der Arbeiter, der Waisen und der zahlreichen Schüler vereinigten sich mit dem Bitt- und Dankgebet eines ganzen Volksstammes.

Ein Nachruf rühmt von dem bescheidenen Priester: „In einem Zeitalter des Egoismus, der Ehrsucht und der Feigheit hat er eine Liebe bewahrt, die unerschöpflich war, eine Bescheidenheit, die nie das Gleichmaß verlor, eine Seelenstärke, die durch nichts gebeugt wurde. Niemals hat er den Tagesgötzen geopfert. Man wird in allen seinen Schriften vergebens ein einziges Wort der Schmeichelei und Unwahrhaftigkeit suchen. Jede heuchlerische Phrase war ihm in der Seele zuwider. Er kämpfte für Gerechtigkeit und gerechten sozialen Ausgleich. Mit einer Kraft und Entschiedenheit, die man dem kleinen Mann mit dem blondgelockten Engelskopf nicht zugemutet hätte, trat er den falschen Propheten entgegen. Seine Glaubensgenossen schüttelte er und rief sie auf zur Besinnung auf die eigene Kraft.“

So konnte der Biograph seine pietätvolle Skizze völlig berechtigt mit den Worten schließen: „Die Lehren seines Lebens, Wirkens und Strebens liegen klar vor den Augen der Nachwelt. An ihr ist es, sein Erbe fortzusetzen und zu krönen.“

Bernhard Dühr S. J.